

JOHN LOCKE, AN ESSAY CONCERNING HUMAN UNDERSTANDING

Locke zum Universalienproblem
(anhand des Essay III.3)

Kurze Zusammenfassung zur Sitzung vom 17.1.2006

Im Kapitel über allgemeine Namen (III.3) setzt sich Locke mit dem Universalienproblem auseinander. Im Universalienproblem geht es um die Frage, welchen Status Allgemeinbegriffe (Universalien) innehaben. In Lockes eigener Sprache lauten die entscheidenden Fragen:

„welches die species und genera der Dinge sind, worin sie bestehen und wie sie zustandekommen“ („*what the species and genera of things are; wherein they consist; and how they come to be made*“, III.1.6, 4/363e).

Die Formulierung *„welches die species und genera der Dinge sind“* wollen wir dabei so auffassen, daß sie darauf zielt, was species sind, und nicht, welche species es gibt. Das ist mit dem originalen englischen Text gut vereinbar. Im folgenden soll Lockes Argumentation in III.3 nachgezeichnet und erklärt werden. Weitere Erläuterungen zum Programm von Buch III und zum Universalienstreit finden sich in der Datei locke10.pdf.

Locke beginnt sein Kapitel III.3 mit der lapidaren Feststellung, es gebe nur Einzeldinge und daher keine Universalien. Damit kann man Locke einerseits den Nominalisten zuordnen. Andererseits deutet Locke hier zumindest eine negative Antwort auf die Frage, was Arten seien, an. Nach Locke sind Arten nämlich keine Gegenstände, die es wirklich in der Welt gibt. Diese Antwort wirft aber einige Fragen auf. So fragt man sich, inwiefern die gängige Praxis, zwischen unterschiedlichen Arten von Dingen zu unterscheiden, Sinn macht, wenn es gar keine Arten gibt.

Locke begründet seine Leugnung der Arten an dieser Stelle nicht direkt. Stattdessen diskutiert er drei Anschlußfragen, die seine These aufwirft. Indem er diese Fragen beantwortet, skizziert er positiv, wie wir zu Artbezeichnungen kommen. Damit entfaltet er seine eigene Auffassung genauer. Folgende Anschlußfragen nennt Locke.

- Warum gibt es so viele allgemeine Benennungen, wenn es eigentlich nur Einzeldinge gibt (III.3.1, 10,367e)?
Diese Frage beruht auf der Beobachtung daß die meisten Wörter allgemeine Ideen bezeichnen (ib.). Wenn es nun aber nur Einzeldinge gibt, dann fragt man sich, warum wir nicht im wesentlichen nur Wörter für Einzelideen haben. Warum spiegelt die Vielfalt unserer Wörter nicht wirklich die Vielfalt von Einzeldinge, die es gibt? Locke antwortet, indem er dieses Mißverhältnis als vernünftig (ib.) erklärt. Er tut dies in drei Schritten. Erstens könnten wir uns gar nicht so viele Einzelideen merken – das sei ein Kapazitätsproblem (III.3.2). Zweitens sei es überflüssig, für jedes Einzelding unserer Umgebung eine Idee mit Namen zu fassen. Denn in der Kommunikation sei der Bezug auf diese Einzeldinge meistens überflüssig (III.3.3). Drittens seien Ideen von Einzeldingen für die Erweiterung unseres Wissens entbehrlich – unser Wissen sei typischerweise allgemeines Wissen; Wissen, das sich auf alle Gegenstände einer Art beziehe etc. (III.3.4).
- Wie gelangen wir zu allgemeinen Namen und den dazugehörigen Ideen (III.3.6)?
Locke beantwortet diese Frage, indem er untersucht, wie wir im Laufe unseres

Lebens allgemeine Ideen bilden. Damit folgt er seiner „historische[n], einfache[n] Methode“ („historical, plain method“, I.1.2, 23/55e). Nach Locke beginnen wir als Kinder mit Ideen von Einzeldingen, etwa unserer Mutter (III.3.7, 12 f./369e). Wir erkennen dann zwischen bestimmten unserer Einzelideen Ähnlichkeiten und abstrahieren, etwa auf die Idee des Menschen hin (III.3.7, 13/369e), indem wir von bestimmten Teilideen, die Einzelideen mitkonstituieren, absehen, und nur das Gemeinsame in die allgemeine Idee aufnehmen. Dieser allgemeinen oder abstrakten Idee – Locke scheint mit allgemeinen und abstrakten Ideen dasselbe zu meinen (s. etwa III.3.6, 12/368e) – geben wir dann einen Namen (ib.).

Auf dieser Basis kann Locke nun rekonstruieren, was es heißt, einen Gegenstand einer Art zuzuordnen. Denn abstrakte Ideen repräsentieren mehrere Einzeldinge („representing more individuals than one“, III.3.6, 12/368e) und teilen damit ein wichtiges Charakteristikum des Art-Begriffs: unter eine Art fallen viele Individuen (vgl. dazu III.1.6, 4/362e f.). Locke rekonstruiert daher die Redeweise „x gehört zu einer Art“ wie folgt (daß es sich tatsächlich um die Rekonstruktion eines Sprachgebrauchs handelt, macht der Zusatz „wie wir es nennen“/„as we call it“ deutlich, III.3.6, 12/268e): Ein Ding (oder eine Einzelidee) gehört genau dann zu einer Art, wenn es mit einer entsprechenden abstrakten Idee übereinstimmt („having in it a conformity to that abstract idea“, ib.).

Locke hält diese Erklärung, wie wir zu allgemeinen Ideen und ihren Namen kommen, für ein Argument gegen den Realismus (III.3.11, 16/371e). Seine Formulierungen deuten an, daß er folgern will, die Universalien seien nicht real. Allerdings liegt an dieser Stelle kein strenges Argument gegen den Realismus vor. Locke hat lediglich gezeigt, daß wirklich existierende Universalien nicht erforderlich sind, wenn man erklären will, wie wir zu Artbezeichnungen kommen.

- Wie erlangen allgemeine Ausdrücke Bedeutung? Was bezeichnen sie (III.3.12, 17/371e)?

Locke beantwortet diese Frage zunächst, indem er sagt, allgemeine Ausdrücke bezeichnen Arten (III.3.12, 17/371e). Allerdings wirft diese Antwort im Rahmen von Lockes Auffassung sofort ein Problem auf, denn wie wir gesehen haben, gibt es für Locke ja gar keine Arten. Locke präzisiert sich deshalb, indem er anfügt, allgemeine Ausdrücke bezeichnen Ideen (ib.).

Locke verteidigt diese These, indem er zwei alternative Hypothesen zur Bedeutung von allgemeinen Ausdrücken zurückweist (III.3.12, 17/271e). Erstens können allgemeine Ausdrücke keine Einzeldinge bezeichnen – sonst wären sie Eigennamen („proper names“, III.1.6, 4/362e). Zweitens bezeichnen allgemeine Ausdrücke aber auch keine Gruppen von Einzeldingen (eine solche Auffassung käme der modernen extensionalen Auffassung von Eigenschaften/Begriffen nahe). Denn wenn sie das täten, könnten wir nach Locke nicht erklären, warum es in der Alltagssprache einen Unterschied macht, ob wir den allgemeinen Namen „Mensch“ im Singular oder im Plural verwenden (III.3.12, 17/271e). Aus diesem Grunde favorisiert Locke die These, daß allgemeine Namen allgemeine Ideen bezeichnen.

Die These, allgemeine Namen bezeichnen Ideen, generiert unmittelbar Regeln für den richtigen Sprachgebrauch. Wir dürfen nämlich nach Locke immer dann den Namen eines Einzeldings mit einem allgemeinen Namen verbinden, wenn das Einzelding mit der abstrakten Idee, die durch den Namen bezeichnet wird, übereinstimmt (III.3.12, 17/271e f.).

Ein Großteil des restlichen Kapitels III.3 ist dem Begriff der Wesenheit („essence“, lat. *essentia*) gewidmet. Im Deutschen leitet sich dieser Begriff von dem Partizip „gewesen“

ab, das auf „sein“ zurückweist. Auch im lateinischen Begriff steckt das „esse“ (lat. für „sein“) drin. Locke greift den traditionellen Begriff der Essenz auf, weil Realisten ihn im Zusammenhang mit Arten verwenden. Sehr schematisch kann man sagen, daß für Realisten ein Einzelding genau dann unter ein Universale fällt, daß also ein bestimmtes Tier eine Giraffe ist, wenn es das entsprechende Wesen besitzt bzw. an einer Wesenheit teilhat, die unabhängig vom menschlichen Geist existiert. Das Modell der Teilhabe (engl. das Verb „partake“) wird durch Locke explizit in III.3.17 erwähnt (22/374e). Es geht auf Platon zurück. Platon hat in seinen sog. mittleren Dialoge die Auffassung entwickelt, Dinge existierten als einzelne, insofern sie an einer allgemeinen Idee teilhätten. Die Teilhabe beschreibt er mit den griechischen Wörtern *metexis* und *parousia*.

Als Nominalist lehnt Locke diese Auffassung ab. Er versucht jedoch, die realistische Auffassung von Wesenheiten in seiner Theorie zu rekonstruieren. Zu diesem Zweck behauptet er zunächst, Wesenheiten von Universalien seien abstrakte Ideen (III.3.12, 17/372e). Das soll nicht heißen, daß Ideen dasselbe wie Wesenheiten sind, denn Locke möchte gerade von den Wesenheiten wegkommen. Stattdessen meint er, daß Ideen genau das leisten, was für Realisten Wesenheiten liefern sollen, und daß wir deshalb, wenn wir weiter von Wesenheiten sprechen wollen, darunter Ideen verstehen können. Was Locke hier von Wesenheiten sagt, soll nach seinem Willen auch für „*Begriffe*/„*notions*“ und „*allgemeine Naturen*“/„*general natures*“ gelten (III.3.9, 14/368e), insofern diesen eine Realität jenseits der abstrakten Ideen zugesprochen wird.

Aber inwiefern leisten Ideen das, wozu die Realisten Wesenheiten benötigen? Für die Realisten ist ein Ding eine Flasche, weil es das Wesen einer Flasche besitzt, am Wesen von Flaschen teilhat. Locke hat nun jedoch ebenfalls eine Erklärung dafür, warum ein bestimmtes Ding eine Flasche und nichts anderes ist: ein Ding ist für ihn eine Flasche, weil es mit unserer Vorstellung/unserem Begriff/unserer Idee einer Flasche übereinstimmt. Da beide Ansätze die Zugehörigkeit eines Dings zu einer Art erklären, leisten sie dasselbe; und wir können, wenn wir von den Wesenheiten wegkommen wollen, die Rede von Wesenheiten als versteckte Rede von Ideen auffassen.

Aber selbst wenn es eine nominalistische Alternative zum Realismus gibt, die ohne eigene Wesenheiten auskommt, um zu erklären, warum Dinge sind, was sie sind, kann man doch fragen, ob der Realismus nicht die bessere Theorie ist. Sind also Realismus und Nominalismus gleichwertige Alternativen oder sollten wir die eine der anderen vorziehen?

In den folgenden Passagen nennt Locke zwei Argumente, die in seinen Augen für den Nominalismus sprechen. Locke macht erstens geltend, daß der Realist Schwierigkeiten hat zu erklären, was noch als Instantiierung eines gewissen Universale gelten kann und was nicht (III.3.13, 19/373e). Zum Beispiel könne ein Realist nicht sagen, wann ein Tier kein Pferd mehr sei. Der Nominalist gerate durch eine solche Frage jedoch nicht in Verlegenheit: Ein Tier sei ein Pferd, wenn es mit unserer Idee des Pferdes übereinstimme. Warum der Realist an dieser Stelle Schwierigkeiten hat, wird von Locke nicht ausgeführt. Ergänzend zu Lockes Argument kann man hier vielleicht den häufig angebrachten Vorwurf nennen, der Realist verfüge über keine plausible Vorstellung darüber, wie wir die abstrakten Wesenheiten erkennen können.

Zweitens wirft Locke dem Realisten vor, er könne nicht erklären, warum verschiedene Leute Gegenstände unterschiedlich klassifizierten (III.3.14). Daß wir Dinge in der Tat verschieden einordnen, macht Locke unter anderem am Beispiel der Habgier deutlich: Was für den einen habgieriges Verhalten sei, zähle für einen anderen nicht mehr zur Habgier (III.3.14, 19/373e). Der Nominalist habe dafür eine einfache Erklärung: Die komplexen Ideen der Menschen stimmten nicht immer überein (ib.). Genauer müßte man

sagen, daß unterschiedliche Menschen mit demselben Wort oft unterschiedliche Ideenkombinationen verbänden. Der Realist könne das genannte Phänomen demgegenüber nicht erklären. Denn wie sind solche Meinungsverschiedenheiten über Begriffszuordnungen möglich, wenn doch von uns unabhängige Wesenheiten darüber entscheiden, was zu welcher Art gehört?

(Lockes Argumente gegen den Realisten sind allerdings in dieser Zusammenstellung inkonsequent. Denn wenn der Realist, wie im ersten Argument behauptet, Schwierigkeiten hat, in Grenzfällen Dinge Arten zuzuordnen, dann verfügt er über eine gute Erklärung dafür, warum unterschiedliche Menschen gelegentlich die Dinge unterschiedlich klassifizieren: Die Zuordnung von Dingen zu Arten sei eben schwierig, und daher irrten sich einige Menschen in solchen Fällen).

In III.3.15 setzt Locke zu einer neuen Auseinandersetzung mit Wesenheiten an. Dabei geht er vom Gebrauch des Wortes „Wesenheit“ aus. Nach Locke gibt es zwei Verwendungen des Wortes (III.3.15, 20 f./373e f.). Mit Wesenheit kann man einmal das meinen, was einen Gegenstand zu dem macht, was er ist (III.3.15, 20/373e f.). Mit Wesenheit ist dann etwas Reales in der Welt gemeint. Locke nennt das die reale Wesenheit eines Dinges (III.3.15, 21/374e f.). Zweitens kann man unter der Wesenheit die Art eines Dinges verstehen (ib.). Locke spricht in diesem Zusammenhang auch von der nominalen Wesenheit (ib.). Nun entscheidet sich für Locke aber Artzugehörigkeit danach, ob etwas mit einer bestimmten Idee übereinstimmt. Daher verweist die nominale Wesenheit auf abstrakte Ideen (ib.).

Hinsichtlich der realen Wesenheiten, so Locke weiter, hätten sich zwei philosophische Positionen ausgebildet (III.3.17). Diese diskutiert Locke am Beispiel körperlicher Substanzen (III.3.17, 21/374e). Von den einen würden reale Wesenheiten als den Dingen äußerliche, unbekannte Wesen aufgefaßt, denen die Einzeldinge nachgebildet seien (III.2.17, 21 f./374e). Für die anderen sei die realen Wesenheit eines Dinges sein Aufbau aus nicht wahrnehmbaren Teilen, die zusammen die wahrnehmbaren Eigenschaften des Körpers hervorbrächten, anhand derer man den Körper einer bestimmten Art zuordne. Locke nennt die zweite Position „vernünftiger[e]“ („more rational“, III.3.17, 22/374e). Die erstere habe dagegen in der Naturforschung Verwirrung hervorgebracht (III.3.17, 22/374e f.). Außerdem sei die Annahme unabhängiger, aber unbekannter Wesenheiten nutzlos. Daher schlägt Locke vor, auf diese Annahme zu verzichten. Ein solcher Verzicht ist im Einklang mit einem methodologischen Prinzip, das „Occam’s Razor“ (das Rasiermesser von Occam) genannt wird. Diesem zufolge sollten wir grob gesprochen nur dann von der Existenz bestimmter Dinge ausgehen, wenn diese Annahme sich als nützlich erweist und beispielweise Phänomene erklärt, die sonst unverständlich blieben.

Aber warum trifft Locke die Unterscheidung von realen und nominalen Essenzen? Nun, ein Grund ist vielleicht, daß Locke an dieser Stelle dem Realisten noch ein Stück entgegen kommen kann, ohne seine Theorie verlassen zu müssen. Locke hat die Wesenheiten zunächst durch die abstrakten Ideen ersetzt. An dieser Stelle kann man jedoch Locke vorwerfen, die Frage, warum etwas sei, was es sei, unterschätzt zu haben. Denn zielt diese Frage nicht auf etwas in der Welt, auf etwas, das einen Gegenstand z. B. realiter zu einer Giraffe macht? Wenn dem so ist, dann greift Lockes Theorie zu kurz, weil sie mit den Ideen nur menschliche Konstrukte kennt, um unseren Artbegriff zu rekonstruieren. Locke kann nun allerdings in der Tat die eben genannte Frage bejahen, ohne seine Theorie aufgeben zu müssen. Er kann nämlich sagen, daß wir Arten anhand von bestimmten Eigenschaftskombinationen identifizieren, die sich auf die basale Struktur der Dinge zurückführen lassen. So nenne wir ein Stück Metall Gold, weil es eine bestimmte Farbe aufweist, elektrisch leitfähig ist u.s.w. Die Kombination dieser Eigenschaften ver-

dankt sich nun nach Locke bestimmten tieferliegenden Struktureigenschaften des Golds. Es gibt also nach Locke etwas, was einen bestimmten Gegenstand realiter zu einem Ding einer bestimmten Klasse macht. Aber dies ist dem Ding nicht äußerlich, sondern dem Ding inhärent.

Für Locke ist der Unterschied zwischen nominaler und realer Essenz nun nur bei Substanzideen wichtig. Bei gemischten Modi fielen die beiden Essenzen hingegen zusammen (III.3.18, 23/375e). Denn nach Locke sind gemischte Modi ja nichts als im Prinzip willkürliche Ideenverbindungen, denen man einen Namen beilegt und die für keine Einzeldinge in der Welt stehen sollen. Daher kann man einen realen Prozeß (etwa, daß X etwas geheuchelt hat) genau dann einem Modus (der Heuchelei) zuordnen, wenn dieser Prozeß mit den Ideen, die den Modus definieren, übereinstimmt – die Frage, ob diese Ideenkombination auf einer tieferliegenden Struktur beruht, erübrigt sich insofern, als der Prozeß ja gar kein Einzelding ist, das aus kleineren Teilen besteht – so könnte man Lockes Argumentation (ib.) etwas verdeutlichen.

Wenn bei den Substanzideen reale und nominale Wesenheiten auseinanderfallen, dann fragt man sich natürlich, welche wichtiger sind. Nach Locke liegen nun unseren Arzteinteilungen nominale Wesenheiten zugrunde (III.6.7 – 20). Das liegt im wesentlichen daran, daß uns reale Wesenheiten unbekannt sind (III.6.9, 56/397e).

In III.3.19 führt Locke ein zusätzliches Argument für die These an, daß wir abstrakte Ideen als Wesenheiten ansehen sollten. Bereits vor seiner Unterscheidung von realen und nominalen Wesenheiten hatte Locke in III.3.12, 17/372e für diese These argumentiert. Nach der Unterscheidung kann man es als ein Argument für die Wichtigkeit der nominalen Wesenheiten auffassen. Lockes neues Argument lautet wie folgt. Traditionell hält man Wesenheiten für unzerstörbar, sie überdauern Veränderung und Wandel. Nun seien reale Wesenheiten (also grob gesprochen bestimmte Strukturen grundlegender Bausteine) nicht notwendig unwandelbar, sondern veränderten sich, so daß sich ihre Artzugehörigkeit ändere. Demgegenüber bestünden Ideen unabhängig von ihren Instanzierungen. Die Idee des Kreises sei auch dann unverändert vorhanden, wenn es keinen einzigen Kreis gebe.¹ Wenn man daher an der traditionellen These festhalten wolle, daß Wesenheiten unwandelbar seien, dann könne man diese nur als Ideen ansehen (III.3.19, 23 ff./375e).

¹ Das zeigt allerdings nicht, daß Ideen unvergänglich sind, wie der Argumentationskontext in III.3.19 suggeriert (zum flüchtigen Charakter der gemischten Modi II.22.8, S. 361/264e f.; zu einfachen Ideen, II.10.2, zweite Auflage, S. 167 f./147e).